



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Heften à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Der Souverain
und sein Sekretär.

— Erinnerungen aus dem zweiten Kaiserreiche. —

Es war eine Schreckensnacht, in der die Umgebung des Herrschers ein Klagegeheul anhob, das man in ganz Europa hörte. Der Herrscher war aus Biarritz nach seiner Sommer-Residenz Compiègne gekommen, um da die Nachkur zu halten. Seine hohe Gemahlin war auf ihrer Besitzung zu Saint-Cloud geblieben, denn die Beziehungen zwischen den gekrönten Ehegatten waren wieder einmal sehr gespannt. Da-

gegen hatte sich der Herrscher die Jalari aus Paris kommen lassen. Die Jalari war nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, war aber heiter und ausgeräumt und besaß alle Eigenschaften, um den Souverain zu unterhalten. Sie war eine jener Frauen, die zu plaudern verstehen, selbst wenn man schon aufgehört hat zu lachen. Das Gefolge des Souverains hoffte sogar, sie werde so viel plaudern, daß der Patient nicht daran denken

werde zu lachen, was ihm während der Kurbehandlung gänzlich untersagt war. Kurz, sie glich ganz der „Ehemaligen“, die man in die Bäder mitnimmt, um eine Gesellschafterin zu haben, oder um die Leute glauben zu machen, daß man noch zu etwas gut sei.

— Sie wird ihm die Zeit vertreiben und wir werden Ruhe haben, sagte man sich in der Umgebung des Souverains.

Sie segelte damals schon auf der hohen See der Galanterie; ihr Gesicht war schon verwüftet, verfettet; aber der Wuchs war noch prächtig und hatte sehr vortheilhafte Details, besonders ein enormes Detail, für welches der Souverain in seinem ganzen Leben sehr empfänglich war. Er hatte lange in Deutschland gelebt und schwärmte daher für den Mond. Das Gesicht einer Frau war ihm ganz gleichgiltig; seine Blicke wandten sich einer anderen Seite zu.

Das kaiserliche Lustschloß zu Compiègne war durch einen unterirdischen Gang mit dem Schweizerhäuschen verbunden, welches die Schöne „vom Dienste“ bewohnte. Um der Geschichte treu zu bleiben, verzeichnen wir, daß in den ersten vierzehn Tagen der Kur ein Verkehr zwischen dem Schloß und dem Schweizer Pavillon nur zu ganz harmlosen Stunden stattfand. Eines Tages aber, als der Souverain sich besser befand, ließ er der Schönen „vom Dienste“ sagen, daß er darauf rechne, sie werde mit ihm „den Thee nehmen“.

*

Alle Welt schlief in dem kaiserlichen Lustschlosse. Auch die Schöne „vom Dienste“ wollte sich schon der Ruhe überlassen, da sie ihren Herrn und Gebieter eingeschlummert wähnte. Sie wandte sich um, um nach ihm zu schauen und fand ihn todt, oder doch leblos; alle Funktionen hatten aufgehört. Ohne auch nur ein Peignoir überzuwerfen — man weiß ja, wie heiß es im Juli ist! — öffnet sie eilig die Thüre, stürzt auf den Korridor hinaus, jammert und ruft und klopft an alle Thüren der zahlreichen Dienerschaft des Cäsar. Lakaien, Sekretäre, der Stallmeister vom Dienste eilen herbei. Auch der Leibarzt war bald zur Stelle und als er die Schöne in ihrer höchst dürftigen Bekleidung sah, war ihm Alles klar. Der Herrscher war in einem bejammernswürdigen Zustande; man telegraphirte an die Kaiserin. Den rastlosen Bemühungen und Versuchen des Arztes gelang es nach zwei Stunden, Cäsar zum Leben zurückzurufen. Man telegraphirte abermals an die Kaiserin, daß sie ihre Abreise nunmehr um einige Stunden verzögern dürfe, da die größte Gefahr glücklich überwunden sei.

Man schickte der schönen Jalari ein Paar schwarze, goldgestickte Seidenstrümpfe zurück, die man am Fuße des Bettes gefunden hatte. Außerdem stellte man ihr ein Coupé in dem nach Paris abgehenden nächsten Zuge zur Verfügung.

*

Einige Monate sind seither verflossen; Alles geht wieder seinen gewohnten Gang; die Gesundheit des Souverains hat sich befestigt und es war ihm gestattet, andere Croupes zu studiren, die nicht minder entwickelt waren, als diejenige der Jalari. Diese war so gut wie verschollen, als eines Nachmittags der Geheimsekretär des Souverains ein Billet von ihr erhielt.

— Was will denn Die von mir? Ist sie nicht zufrieden? . . . Eine Person, in deren Armen mein Gebieter bald

gestorben wäre? . . . Was will sie denn noch? . . . Aus purer Neugierde will ich sie empfangen.

Sie ward in das Kabinet des „schönen Gustav“ eingeführt. Man nannte ihn nur den „schönen Gustav“. Er war nicht mehr ganz jung, setzte schon ein Bäuchlein an, war im Gesichte färbig, rothviolett, trug aber ein prachtvolles, schwarzes Haar. Jedermann liebte ihn. Wenn man eine Gunst von ihm verlangte, die er nicht gewähren konnte, hatte er eine Art zu trösten, die unfehlbar wirkte.

Er empfing die Schöne sehr kühl, bot ihr keinen Sitz an, sondern sagte nur frostig:

— Madame . . .

Sie schaute ihn eine Weile an, ohne zu antworten. Wie? er nannte sie Madame? Ist ihm sein Gedächtniß so untreu geworden, um nicht mehr zu wissen, daß sie schon zu Louis Philippe's Zeiten sehr gut befreundet mit einander gewesen?

— Du erkennst mich nicht, Gustav?

— Was verschafft mir die Annehmlichkeit, Sie zu sehen?

— Du weißt, was diesen Sommer in Compiègne sich ereignet hat . . .

— Ob ich es weiß? Ich weiß es so sehr, daß ich darüber erstammt bin, wie Sie es wagen können, einen Fuß hieher zu setzen!

— Wäre ich es nicht gewesen, so wäre es eine Andere gewesen.

— Kurz, Sie wünschen? . . .

— Weißt Du, was man mir gesendet hat?

— Ein Paar Sèvres-Vasen?

— Meine Strümpfe, mein Nieder und zwei Plätze im Silzug für mich und mein Mädchen.

— Sie möchten natürlich eine Tabak-Trafik haben?

— Aber nur eine gute!

— Ich muß jede Vermittlung ablehnen. Reichen Sie eine Bittschrift ein.

— Du wirst sie befürworten.

— Sie sind von Sinnen! Haben Sie irgendwelche Rechtstitel? Ist Ihr Vater auf dem Felde der Ehre geblieben? . . . Nein; suchen Sie sich was Anderes und wenn Sie ein vernünftiges Motiv anzugeben wissen, will ich etwas für Sie thun.

Es war vier Uhr; der winterliche Tag ging zur Kiste. Ein Diener brachte zwei Lampen mit grünem Schirm. Die Jalari näherte sich Gustav.

— Sei doch lieb, Gustavchen! . . . Weißt Du, daß Du noch prächtig aussiehst? . . . Wie fängst Du es an, daß Du Dich gar nicht veränderst? . . .

Die letzten Worte sprach sie schon auf seinen Knien, seinen Kopf an ihren prachtvollen Busen drückend.

— Eine Idee! rief sie.

— Nun, sprechen Sie.

— Du wirst sagen, ich habe Se. Majestät massirt.

Der Herr Generalsekretär fand das Wort köstlich und leistete den Liebkosungen der Syrene nicht länger Widerstand . . .

*

Er lag zu ihren Füßen und betete sie an, ganz im alten Styl und dabei vergaßen Beide, daß sie nicht mehr die „Alten“

oder besser: nicht mehr die Zungen seien. Und sie wühlte mit ihren feinen, weißen Fingern in seinem glänzenden, schwarzen Haar, bis er, von dieser Liebfohung eingekläfert, das Haupt in ihren Schoß sinken ließ. Und weil diese Bewegung mit einer gewissen Heftigkeit geschah, sah sich die Zalari plötzlich im Besitze des herrlichen, schwarzen Haupthaars, während der Kopf, der in ihrem Schoße ruhte, einer riesigen Billardkugel gleich. Die Zalari wußte, was sie unter solchen Umständen zu thun habe. Behutsam erhob sie sich von ihrem Fauteuil und setzte den Schlummernden an ihre Stelle; dann befestigte sie die schwarze Ferrücke, so gut sie es konnte, auf seinem Haupte und schlich auf den Fußzehen aus dem Gemache.

— Ihr Herr ist ein wenig leidend, sprach sie im Vorzimmer zum Diener.

*

Am folgenden Tage erhielt die Zalari ein Dekret zugestellt, das ihr eine lebenslängliche Pension von 3000 Francs zusicherte „für besondere Dienste, welche sie dem Staate erwiesen.“

V. P.

Fragen und Antworten.

Wie muß eine Frau mit grauen Haaren sich kleiden?
So wie ihre Mutter.

*

Wenn Amor die Flügel gestutzt werden, kann er dann noch fliegen?
Nein, aber gehen.

*

Wer erhält immer den besten Theil?
Derjenige, der sich ihn nimmt.

*

Was leidet man am liebsten?
Hunger vor dem Mittagessen.

*

Was ist die Koketterie?
Die Ausbeutung der Liebe eines Andern zu Gunsten der Liebe zu sich selbst.

*

Soll man an Versprechungen glauben?
Nur an diejenigen, die man gegeben hat.

*

Was ist die Erinnerung?
Ein geschmeicheltes Portrait.

*

Was vergißt man nie?
Sich selbst.

*

Wann wünscht man allein zu sein?
Wenn man der Dritte ist.

*

Was ist ein Verliebter?
Ein Mann, der auf allen Vieren kriecht und meint, daß er kniet.

Erica.

Novelle von M. Kolloden.

I.

An einem recht kalten, windigen und regnerischen Maitage ging Baroneß Erica von Hohrfeld ihrer Gewohnheit gemäß in den wohlgepflegten Gängen des Schloßgartens langsam auf und ab und las dabei in einem englischen Roman. Das gehörte zu ihren Lieblingsbeschäftigungen, wenn sie nicht schlief, denn schlafen war ihr doch noch weit lieber, als jede andere Verrichtung. Sie konnte von sieben Uhr Abends bis zum anderen Morgen neun Uhr schlafen, und brachte es noch fertig, von neun Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends, zu welcher Stunde sie im Winter zu Bette ging, müde auszufrühen, obgleich man nicht gerade behaupten konnte, daß sie es auch wirklich war; denn wenn auch das unverwüthlichste Phlegma den Grundzug ihres Wesens bildete, so war sie als Soldatentochter doch viel zu sehr an eine geregelte Lebensweise gewöhnt, als daß sie die Stunden des Tages verschlafen hätte.

Der jetzt fast siebenzigjährige Papa hatte es in der Armee bis zum Major gebracht und dann den Dienst quittirt, um sich mit Weib und Kind auf eine kleine Besitzung zurückzuziehen, deren hütsches, in einem großen, schönen Park gelegenes, nach der Gepflogenheit des Landes „Schloß“ genanntes Wohnhaus nun der Schauplatz eines herzlichen, einfachen, stillen Familienlebens wurde, das als Muster häuslichen Glückes gelten konnte.

Die tiefe Lücke, die durch den baldigen Tod der geliebten Gattin und Mutter entstand, wurde von der Tochter nur langsam und schwer, vom Gatten nie verschmerzt. Aber das Leben geht seinen unabänderlichen Lauf weiter mit seinen Pflichten, Freuden und Sorgen, und nach und nach gewöhnte man sich auch in Hohrfeld an die neue Ordnung der Dinge.

Erica stand jetzt im fünfundzwanzigsten Lebensjahre und war ein ungewöhnlich großes, stark gebautes, durch und durch praktisch erzogenes, nach jeder Richtung hin wohl unterrichtetes Mädchen, welches so aussah, als ob es einen Mann hätte zu Boden schlagen können. Allerdings hatte sich zu einer solchen Kraftprobe noch keine Gelegenheit geboten, wie überhaupt bis jetzt Niemand die Leidenschaft in den grauen Augen der Jungfrau hatte aufblitzen sehen. Ihr Inneres war noch nie aus dem ruhigen Gleichgewicht eines zufriedenen Lebens gebracht worden; das Wort „Liebe“ war ihr ein Buch mit sieben Siegeln.

II.

Trotz ihrer starken Figur sah Erica nicht ungeschickt aus. Waren auch die Knöchel an Händen und Füßen etwas grob, so zeigten diese doch gute Formen. Die Taille überraschte durch eine angenehme Biegbarkeit und war in einem gut sitzenden Panzermieder merkwürdig schlank. Ihre Brüste, fest und weiß, wie Gebilde aus carrarischem Marmor, waren von Ueberfülle frei; ihr Gesicht hatte einen freundlichen, angenehmen Zug, der sofort einnahm. Herrliches kastanienbraunes Haar, in starken Zöpfen nach etwas bäurischer, aber zu ihrem Antlitze passenden Manier um den Kopf gelegt, gab der ganzen Erscheinung einen sehr vortheilhaften Abschluß.

Ob schön ob Regen.



— Die Natur, mein Fräulein, ist das schönste Buch . . .

— Ja, aber ich lese nicht — jede Natur.



— Darf ich sagen, „auf Wiedersehen“, mein schönes Fräulein?

— Ja, auf Wiedersehen bis zum nächsten Regen.

Außer den geschilderten durfte sich Erica noch folgender drei Eigenschaften rühmen: Sie schwitzte bei jedem möglichen und unmöglichen Anlaß, weshalb sie, ihrer eigenen Person zum größten Vortheil, es nicht nur liebte viel zu baden und täglich den ganzen Körper womöglich zweimal mit kaltem Wasser abzureiben, sondern es auch am angenehmsten fand, bei kühlem, für andere Sterbliche unfreundlichem Wetter ihre Promenaden zu machen; sie pfliff wie ein Hundewärter, und knallte mit der Zunge, wie ein Kutscher mit der Peitsche. Sie knallte ihren Vater aus dem Zimmer, den Gärtner aus dem Garten herbei, wenn sie nicht etwa vorzog, den Zeigefinger zu krümmen und, denselben zwischen ihre schneeweißen Perlenzähne steckend, zu pfeifen, daß es weithin durch das Haus schallt.

Wenn noch zum Schluß gesagt wird, daß die Baroness Erica von Rohrsfeld, dem Adel des Landes angehörend, auch genügendes Standesbewußtsein hatte, um zwischen sich und den anderen im Staube Geborenen zu unterscheiden, so ist dies selbstverständlich, konnte ihr aber nicht als Fehler angerechnet werden, da Vorurtheile der Erziehung und Geburt nicht von selber verschwinden, und Erica sich gegen Jedermann zuvorkommend und freundlich erwies, wenn auch ohne die Schranken

fallen zu lassen, welche die Tochter des Freiherrn von ihren übrigen Mitmenschen trennte.

III.

Erica! Erica! Dem lauten Rufe des aus dem Fenster seines im Erdgeschoß gelegenen Zimmers schauenden Barons folgte ein von dem entferntesten Theile des Parkes herüberhallender Schnalzer, der genugsam anzeigte, daß der Ruf von den Ehren, für die er bestimmt war, gehört wurde. Wenige Minuten später erschien auch die Tochter eiligen Schrittes, aber etwas außer Athem am Hauseingange und nickte dem Papa freundlich zu, um im nächsten Augenblick in das freundliche Gemach zu treten, in welchem der alte Freiherr mit der Zigarre im Munde und einem Brief in der Hand hastig auf und ab ging.

„Was gibt es, Papa?“ frug die Tochter, sich die Stirn mit dem Taschentuch abwischend, als ob draußen das Thermometer zwanzig Grad Réaumur im Schatten gezeigt hätte. „Ach, wie heiß ist es bei Dir!“

„Heiß, mein Kind? Ich möchte mir am liebsten einheizen lassen,“ nahm Baron Rohrsfeld das Gespräch auf. „Was es gibt? Nun, allerhand und für Dich sehr Wichtiges.“

Kindermund.



Elischen: Fräulein Lucie, was wünscht denn dieser Herr?
Frl. Lucie: Eine englische Lektion.
Elischen: Darf ich da auch mitlernen?

„Für mich? Ich wüßte nicht, was es Besonderes sein könnte,“ erwiderte Erica mit sehr ruhiger Stimme.

„Nun, Du kannst ja den Brief selbst lesen; er ist von meiner Schwester Ossur. Sie wünscht sehr, daß die Verlobung zwischen Dir und Deinem Vetter Emil nun endlich bekanntgemacht werde und verlangt, daß die Hochzeit spätestens im Herbst stattfinden solle.“

Erica verzog mißmuthig das Gesicht:

„Du weißt ja, daß ich nicht heirathen mag und vollends den kleinen Emil nicht. Ich komme mir ihm gegenüber vor, wie seine Mutter.“

Der Freiherr seufzte: „Du weißt, Kind, daß ich Dich nicht zwingen werde, aber ich halte diese Partie in mehr als einer Beziehung für eine vortheilhafte. Ein alter, gebrochener Mann, wie ich, der dem Grabe zuwankt . . .“

„Aber um Gottes Willen, Papachen, unterbrach ihn lebhaft die Tochter, was hast Du wieder für schwarze Gedanken, und . . . fügte sie zögernder hinzu, ich bin in jeder Beziehung selbstständig, so daß ich schließlich Niemanden brauche. Meine Bequemlichkeit, die mir über Alles geht, ziehe ich jedem Reichthum, jedem Prunk der großen Welt vor.“

„Nun, meinte Rohrfeld, einer Gräfin Ossur dürfte wohl jede denkbare Bequemlichkeit zu Gebote stehen.“

Erica warf sich geräuschvoll in einen Lehnstuhl.

„Du hast nur halb Recht, Papa. Ich überlasse gern einer Anderen das Glück, Herrin auf Schloß, und Gouvernante des Herrn auf Ossur zu werden, denn darauf läuft es doch hinaus. Die Frau Emils wird diesen so am Gängelbände führen müssen, wie ihn bis jetzt die gute Tante gegängelt hat. Er ist ja, trotzdem er, ich glaube nur ein paar Monate jünger ist, als ich, ein noch ganz unmündiges Kind. Ob es daher die Gräfin Emil Ossur in jeder Beziehung bequem haben wird, ist doch noch sehr fraglich. Sie wird ja sogar für ihn denken müssen.“

„Eben deshalb paßt für Emil nicht jede Frau. Du mit Deinem entschiedenen, festen, ruhigen Charakter bist die Rechte für ihn und wirst das verzogene Mutterstöckchen richtig zu leiten wissen. Außerdem ist es nothwendig, daß frisches, gesundes, kräftiges Blut in die Ossur'sche Familie kommt.“

Die Tochter lachte bitter.

„Ich weiß es. Eigentlich soll ich die Rolle einer guten Zuchtstuh übernehmen, und zu des Geschlechtes Erhaltung Kinder zur Welt bringen so groß und stark, wie die Pappeln. An meiner Fähigkeit dazu zweifle ich keinen Augenblick, fügte sie leicht erröthend hinzu; ob dies aber mit Hilfe des winzigen, schwächlichen Veters möglich sein wird, das weiß ich doch nicht so recht, und außerdem, Papa . . . ich denke es mir gräßlich, mit jemand Anderem in einem und demselben Bette zu schlafen. Ich schweige so schon genug.“

„Kind, Kind,“ rief der Vater, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „was redest Du für Zeug zusammen! Wenn Dich Jemand hören möchte!“

„Ich sage nur die Wahrheit, Papa. Du weißt: zimperlich bin ich nicht. Du selbst hast mich gelehrt, immer frisch von der Leber weg zu sprechen. Kurz und gut, es macht mir gar keine Freude, die Gattin des kleinen Emil und vielleicht Mutter einer Reihe quomenhafter Grafen Ossurs zu werden.

Aber ich sehe auch ein, daß für den Knirps nicht leicht eine geeignetere Frau, als ich bin, gefunden werden dürfte, und darum will ich mich nicht weiter sträuben. Noblesse oblige. Schreibe also der Tante, daß ich ganz einverstanden bin und Sorge für alles Nothwendige. Ich denke, wenn unsere Hochzeit zu Anfang Oktober stattfindet, so ist es Zeit genug. Unbedingt aber wünsche ich, daß sie so still wie möglich, nur in Anwesenheit der Familienmitglieder gefeiert werde.“

IV.

Das alte gräßliche Geschlecht derer von Ossur gehörte zu den vornehmsten und reichsten im Lande. Leider aber war das jetzige Oberhaupt der Familie, Majoratsherr Graf Emil von Ossur, ein kränklicher, schwächlicher, im Wachsthum zurückgebliebener, junger Mann, der von seiner Mutter auf jede nur denkbare Weise verzärtelt und verwöhnt, bis jetzt kaum das Schloß seiner Väter verlassen hatte, um hin und wieder mit großem Gefolge von Mutter, Kammerdiener, Jungfer u. ein stärkendes Jodbad zu besuchen. Nachdem er nun mit vierundzwanzig Jahren das majoreenne Alter erreicht hatte, ging das ganze Streben der schon sehr hinfälligen gräßlichen Mama dahin, ihr heißgeliebtes Stöckchen möglichst bald und möglichst vortheilhaft zu verheirathen, denn einerseits hatte sie den Wunsch, noch vor ihrem Tode ein Enkelchen um ihre Kniee spielen zu sehen, andererseits hoffte sie von den Freuden der Ehe und der sorgfamen Zärtlichkeit einer Frau nur Gutes für ihren Emil. Daß bei der Wahl einer Schwiegertochter ihr Augenmerk sofort auf ihre an Geist und Körper gleich kräftige Nichte Erica fiel, konnte Niemanden überraschen, und war um so natürlicher, als diese ihrem kleinen, kränklichen Vetter immer eine besondere Zuneigung entgegengebracht hatte, die ihr freilich von ihrem mitleidigen guten Herzen dictirt wurde, welche aber Emil innig, fast schwärmerisch erwiderte.

Erica war die Einzige, der der verzärtelte Bursche nur einigermaßen folgte, sonst zeigte er sich eigenwillig, ungerecht und in einer Weise rücksichtslos, die es kaum möglich machte, mit ihm in näheren Verkehr zu treten.

Alles dieses bestimmte die Gräfin Mutter, die Betreibung der von ihr ersehnten Ehe-Angelegenheit energisch in die Hand zu nehmen, vollends, als sie einmal ihr kleines, schwächliches Stöckchen auf dem Schooß eines niedlichen Stubenmädchens überraschte. Diese ganz unerwartete Entdeckung männlicher Triebe bei Emil war der alten, sonst verständigen Dame durchaus nicht unangenehm, nur wollte sie dieselben in geregeltere Bahnen gelenkt wissen, und als nach einer Unterredung mit ihrem Sohne dieser mit einer wahren Begeisterung den Vorschlag aufnahm, seine liebe Cousine Erica zur Gräfin Ossur zu machen, reiste sie sofort nach Rohrfeld, wo ihr Antrag von ihrem Bruder mit Entzücken, von der Nichte jedoch nur mit sehr zweifelhaften Empfindungen, aber nicht abschlägig aufgenommen wurde. Indessen hatte sich das junge Mädchen eine einjährige Wartezeit ausbedungen, welche abzukürzen der alten Gräfin insofern gelungen war, als sie auf ihren letzten, an den Bruder gerichteten, drängenden Brief, den mit einigen freundlichen Zeilen von Ericas Hand versehenen Bescheid vom Baron Rohrfeld erhielt, daß nunmehr der Verlautbarung der

Verlobung nichts im Wege stehe, und die Hochzeit zu Anfang Oktober stattfinden solle.

Die Monate vergingen schnell genug. Die Besorgung der Ausstattung, das Hin- und Herreisen zwischen Ossur und Rohrfeld, die Beantwortung von zahllosen Gratulationsbriefen, alle die unzähligen Vorbereitungen, die einer Hochzeit voranzugehen pflegen, füllten nunmehr jede Stunde in Ericas Leben aus, die vor Arbeit, Schwitzen und dem, bei den verschiedensten Gelegenheiten hörbar werdenden, von ihr so gern angewandten Knallen und Pfeifen gar nicht mehr dazu kam, ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Schlafe, in dem Maße zu fröhnen, als sie es sonst gewohnt war. Ihr ganzes schönes Gleichgewicht drohte aus dem Geleise zu gehen, und sie fühlte sich bisweilen recht unglücklich bei dem Gedanken an diese Ehe, welche sie nicht aus Liebe, sondern nur um den Erfordernissen der Familie und dem in ihr schlummernden Standesbewußtsein zu genügen, schließen wollte. Und doch wußte sie, daß sie von allen Mädchen aus der obersten Gesellschaft in der ganzen Provinz beneidet wurde. Gräfin Ossur, das war ein großes Wort und bedeutete Alles, was das Leben angenehm, schön und begehrenswerth machen kann. Da konnte man schon einige unangenehme Kleinigkeiten mit in den Kauf nehmen, wenn auch die allerunangenehmste Kleinigkeit der Gatte selbst schien. Ja schien, denn in Wirklichkeit war es nicht so schlimm. Daß Emil winzig klein war und mit seiner Nase kaum an den Busen seiner Braut heranreichte, konnte höchstens manchmal komisch wirken. Seine übrigen unangenehmen Eigenschaften mußten zum großen Theil als das Resultat seiner verweidlichenden Erziehung angesehen werden, die freilich wieder durch seine Kränklichkeit bedingt worden war. Im Uebrigen war er ein hübsches, zierliches Kerlchen mit einem kleinen, schwarzen Schnurbärtchen, ohne irgend welchen organischen Fehler, welches kräftig zu pflegen die Hauptaufgabe der verständigen Gattin sein mußte.

Erica nahm sich das Alles im besten Sinne des Wortes vor, als sie festen Tones das bindende „Ja“ in der kleinen Rohrfelder Kirche aussprach, woselbst die Trauung ihrem Wunsche gemäß im engsten Familienkreise vollzogen worden war.

Nach dem Déjeuner dinatoire, auf welchem viel Toaste gehalten wurden, und der kleine Emil ein ganz klein wenig zu viel getrunken hatte, so daß er trotz des Respektes, welchen ihm seine nunmehrige Gattin einflößte, vor allen Gästen zärtlich werden wollte, unmittelbar vor der Abreise des jungen Paars nach Paris, wo sie die Flitterwochen zubringen sollten, zogen sich Vater und Tochter noch für einen kurzen Augenblick in des Ersteren Zimmer zurück, um ohne Zeugen Abschied zu nehmen.

Der alte Freiherr war von Wehmuth und Champagner übermannt.

„Gott schütze Dich, Liebling, und hör: Du: schreibe mir viel und oft, auch Alles Das, was man sonst nur einer Mutter mitzutheilen pflegt. Ich bin sehr neugierig, wie sich der kleine Emil benehmen wird . . .“

Die Tochter drückte ihren Kopf an die Schulter des Vaters und schwieg.

V.

Paris, x-ten Oktober 18. . Hôtel X.

Mein süßer Herzenspapa!

Obgleich ich recht müde bin, kann ich doch den „Jendemain“ nicht vorübergehen lassen, ohne an Dich zu schreiben, der Du mir ja in der Welt der Nächste bist und bleiben wirst, trotzdem ich einen Gatten besitze. Auch muß ich Dir, wie Du es gewünscht, meine ersten Erfahrungen mittheilen, die mich nur insoferne überraschten, als ich unerwarteter Weise an meinem Männchen eine Routine in gewissen Dingen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, die mir die Ueberzeugung verschaffte, daß das verzogene Kind auch schon selbstständige Wege gewandelt ist, auf welchen es unmöglich von der Mama begleitet sein konnte. Diese Kenntniß hat mich durchaus nicht unglücklich gemacht, denn ich bin viel zu vernünftig, um Dinge in den Bereich meiner Erwägung zu ziehen, die vor der Ehe geschehen sind. Im Gegentheil, es freut mich, daß Emil doch nicht so ganz das verhätschelte, unwissende Kind ist, für welches ich ihn halten mußte, selbst wenn sich sein eigenmächtiges Thun und Handeln nur auf den intimen Verkehr mit irgend einer hübschen Dirne erstreckt haben sollte. Daß er mir jetzt treu bleibt, dafür will ich schon sorgen und es wird mir nicht schwer werden, zumal er mich liebt und bei mir Alles gefunden hat, was ein billig denkender Mann bei seiner Frau suchen kann, wozegen ich wiederum in jeder Hinsicht mit dem mir vom Schicksal bechiedenen Liebesgott zufrieden bin. Du wirst mich ganz verstehen, wenn ich Dir das Geständniß ablege, daß ich vor Jahresfrist ganz zufällig auf Deinem Schreibtisch eine Reproduktion von Kaulbach's „Wer kauft Liebesgötter?“ gefunden und auch geraume Zeit angesehen habe. Es ist doch ein eigenthümliches Ding um den Kuß in der ersten, gänzlichen Hingabe seiner selbst! Doch, liebes Goldpapachen, ich will nicht überschwänglich werden, sonst läst Du gar Dein thörichtes Mädcl aus, — ach so, ich bin ja Frau, — die sonst so kalt, so phlegmatisch gewesen ist. Kurz und gut: ich zweifle durchaus nicht mehr an der Möglichkeit, in der Folge der Zeit Kindern das Leben zu schenken, die an Wachsthum meinen lieben Pappeln nicht nachstehen sollen, die das Haus beschaten, wo mein theuerstes Väterchen jetzt einsam haust und sich gewiß nach seiner Erica sehnt. Doch es ist die höchste Zeit, daß ich schließe. Mein Knirps, der eben auch einige Zeilen an seine Mutter geschrieben hat, sitzt in höchster Ungeduld hinter mir und heißt mich ins Ohr läppchen, ach, er kitzelt mich . . . ach, ach, Papa, lieber Papa, er läßt mich nicht in Ruhe . . . Adieu! . . .

Deine glückliche

Erica Gräfin Ossur
geb. Freiin von Rohrfeld.

*

Neun Monate später gebar Erica einen Sohn, von dem man sagen konnte, daß er mit der Anmuth des Vaters die kräftige Körperkonstitution der Mutter verband. Alle fühlten sich glücklich. Es war keinem Zweifel unterworfen, das Ossur'sche Geschlecht trieb wieder neue grüne Zweige. Auch der kleine Majoratsherr hatte sich als glücklicher Gatte und Vater ganz nett, wie man zu sagen pflegt „herausgemauert“, und man konnte sogar an ihm einen kleinen fetten Bauchansatz bemerken. Er schwor, daß er sich nicht eher zufrieden geben wolle, als bis ihm seine geliebte Erica mindestens ein Duzend Kinder geboren habe. Glück auf!



„Für mich? Ich wüßte nicht, was es Besonderes sein könnte,“ erwiderte Erica mit sehr ruhiger Stimme.

„Nun, Du kannst ja den Brief selbst lesen; er ist von meiner Schwester Ossur. Sie wünscht sehr, daß die Verlobung zwischen Dir und Deinem Vetter Emil nun endlich bekanntgemacht werde und verlangt, daß die Hochzeit spätestens im Herbst stattfinden solle.“

Erica verzog mißmuthig das Gesicht:

„Du weißt ja, daß ich nicht heirathen mag und vollends den kleinen Emil nicht. Ich komme mir ihm gegenüber vor, wie seine Mutter.“

Der Freiherr seufzte: „Du weißt, Kind, daß ich Dich nicht zwingen werde, aber ich halte diese Partie in mehr als einer Beziehung für eine vortheilhafte. Ein alter, gebrochener Mann, wie ich, der dem Grabe zuwinkt . . .“

„Aber um Gottes Willen, Papachen, unterbrach ihn lebhaft die Tochter, was hast Du wieder für schwarze Gedanken, und . . . fügte sie zögernder hinzu, ich bin in jeder Beziehung selbstständig, so daß ich schließlich Niemanden brauche. Meine Bequemlichkeit, die mir über Alles geht, ziehe ich jedem Reichthum, jedem Prunk der großen Welt vor.“

„Nun, meinte Rohrfeld, einer Gräfin Ossur dürfte wohl jede denkbare Bequemlichkeit zu Gebote stehen.“

Erica warf sich geräuschvoll in einen Lehnstuhl.

„Du hast nur halb Recht, Papa. Ich überlasse gern einer Anderen das Glück, Herrin auf Schloß, und Gouvernante des Herrn auf Ossur zu werden, denn darauf läuft es doch hinaus. Die Frau Emils wird diesen so am Gängelbände führen müssen, wie ihn bis jetzt die gute Tante gegängelt hat. Er ist ja, trotzdem er, ich glaube nur ein paar Monate jünger ist, als ich, ein noch ganz unmündiges Kind. Ob es daher die Gräfin Emil Ossur in jeder Beziehung bequem haben wird, ist doch noch sehr fraglich. Sie wird ja sogar für ihn denken müssen.“

„Eben deshalb paßt für Emil nicht jede Frau. Du mit Deinem unterschiedenen, festen, ruhigen Charakter bist die Rechte für ihn und wirst das verzogene Mutterjöhnchen richtig zu leiten wissen. Außerdem ist es nothwendig, daß frisches, gesundes, kräftiges Blut in die Ossur'sche Familie kommt.“

Die Tochter lachte bitter.

„Ich weiß es. Eigentlich soll ich die Rolle einer guten Zuchtstube übernehmen, und zu des Geschlechtes Erhaltung Kinder zur Welt bringen so groß und stark, wie die Pappeln. An meiner Fähigkeit dazu zweifle ich keinen Augenblick, fügte sie leicht erröthend hinzu; ob dies aber mit Hilfe des winzigen, schwächlichen Veters möglich sein wird, das weiß ich doch nicht so recht, und außerdem, Papa . . . ich denke es mir gräßlich, mit jemand Anderem in einem und demselben Bette zu schlafen. Ich schweige so schon genug.“

„Kind, Kind,“ rief der Vater, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „was redest Du für Zeug zusammen! Wenn Dich Jemand hören möchte!“

„Ich sage nur die Wahrheit, Papa. Du weißt: zimperlich bin ich nicht. Du selbst hast mich gelehrt, immer frisch von der Leber weg zu sprechen. Kurz und gut, es macht mir gar keine Freude, die Gattin des kleinen Emil und vielleicht Mutter einer Reihe quomenhafter Grafen Ossurs zu werden.

Aber ich sehe auch ein, daß für den Knirps nicht leicht eine geeignetere Frau, als ich bin, gefunden werden dürfte, und darum will ich mich nicht weiter sträuben. Noblesse oblige. Schreibe also der Tante, daß ich ganz einverstanden bin und Sorge für alles Nothwendige. Ich denke, wenn unsere Hochzeit zu Anfang Oktober stattfindet, so ist es Zeit genug. Unbedingt aber wünsche ich, daß sie so still wie möglich, nur in Anwesenheit der Familienmitglieder gefeiert werde.“

IV.

Das alte gräfliche Geschlecht derer von Ossur gehörte zu den vornehmsten und reichsten im Lande. Leider aber war das jetzige Oberhaupt der Familie, Majoratsherr Graf Emil von Ossur, ein kränklicher, schwächlicher, im Wachsthum zurückgebliebener, junger Mann, der von seiner Mutter auf jede nur denkbare Weise verzärtelt und verwöhnt, bis jetzt kaum das Schloß seiner Väter verlassen hatte, um hin und wieder mit großem Gefolge von Mutter, Kammerdiener, Jungfer u. ein stärkendes Jodbad zu besuchen. Nachdem er nun mit vierundzwanzig Jahren das majorenne Alter erreicht hatte, ging das ganze Streben der schon sehr hinfalligen gräflichen Mama dahin, ihr heißgeliebtes Söhnchen möglichst bald und möglichst vortheilhaft zu verheirathen, denn einerseits hatte sie den Wunsch, noch vor ihrem Tode ein Enkelchen um ihre Kniee spielen zu sehen, andererseits hoffte sie von den Freuden der Ehe und der sorgsamen Zärtlichkeit einer Frau nur Gutes für ihren Emil. Daß bei der Wahl einer Schwiegertochter ihr Augenmerk sofort auf ihre an Geist und Körper gleich kräftige Nichte Erica fiel, konnte Niemanden überraschen, und war um so natürlicher, als diese ihrem kleinen, kränklichen Vetter immer eine besondere Zuneigung entgegengebracht hatte, die ihr freilich von ihrem mitleidigen guten Herzen dictirt wurde, welche aber Emil innig, fast schwärmerisch erwiderte.

Erica war die Einzige, der der verzärtelte Bursche nur einigermaßen folgte, sonst zeigte er sich eigenwillig, ungerecht und in einer Weise rücksichtslos, die es kaum möglich machte, mit ihm in näheren Verkehr zu treten.

Alles dieses bestimmte die Gräfin Mutter, die Betreibung der von ihr ersehnten Ehe-Angelegenheit energisch in die Hand zu nehmen, vollends, als sie einmal ihr kleines, schwächliches Söhnchen auf dem Schooß eines niedlichen Stubenmädchens überraschte. Diese ganz unerwartete Entdeckung männlicher Triebe bei Emil war der alten, sonst verständigen Dame durchaus nicht unangenehm, nur wollte sie dieselben in geregeltere Bahnen gelenkt wissen, und als nach einer Unterredung mit ihrem Sohne dieser mit einer wahren Begeisterung den Vorschlag auffaßte, seine liebe Cousine Erica zur Gräfin Ossur zu machen, reiste sie sofort nach Rohrfeld, wo ihr Antrag von ihrem Bruder mit Entzücken, von der Nichte jedoch nur mit sehr zweifelhaften Empfindungen, aber nicht abschlägig aufgenommen wurde. Indessen hatte sich das junge Mädchen eine einjährige Wartezeit ausbedungen, welche abzukürzen der alten Gräfin insofern gelungen war, als sie auf ihren letzten, an den Bruder gerichteten, drängenden Brief, den mit einigen freundlichen Zeilen von Ericas Hand versehenen Bescheid vom Baron Rohrfeld erhielt, daß nunmehr der Verlautbarung der

Verlobung nichts im Wege sehe, und die Hochzeit zu Anfang Oktober stattfinden solle.

Die Monate vergingen schnell genug. Die Besorgung der Ausstattung, das Hin- und Herreisen zwischen Ossur und Kohrfeld, die Beantwortung von zahllosen Gratulationsbriefen, alle die unzähligen Vorbereitungen, die einer Hochzeit voranzugehen pflegen, füllten nunmehr jede Stunde in Ericas Leben aus, die vor Arbeit, Schwitzen und dem, bei den verschiedensten Gelegenheiten hörbar werdenden, von ihr so gern angewandten Knallen und Pfeifen gar nicht mehr dazu kam, ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Schläfe, in dem Maße zu fröhnen, als sie es sonst gewohnt war. Ihr ganzes schönes Gleichgewicht drohte aus dem Geleise zu gehen, und sie fühlte sich bisweilen recht unglücklich bei dem Gedanken an diese Ehe, welche sie nicht aus Liebe, sondern nur um den Erfordernissen der Familie und dem in ihr schlummernden Standesbewußtsein zu genügen, schließen wollte. Und doch wußte sie, daß sie von allen Mädchen ars der obersten Gesellschaft in der ganzen Provinz beneidet wurde. Gräfin Ossur, das war ein großes Wort und bedeutete Alles, was das Leben angenehm, schön und begehrenswerth machen kann. Da konnte man schon einige unangenehme Kleinigkeiten mit in den Kauf nehmen, wenn auch die allerunangenehmste Kleinigkeit der Gatte selbst schien. Ja schien, denn in Wirklichkeit war es nicht so schlimm. Daß Emil winzig klein war und mit seiner Nase kaum an den Busen seiner Braut heranreichte, konnte höchstens manchmal komisch wirken. Seine übrigen unangenehmen Eigenschaften mußten zum großen Theil als das Resultat seiner verweichlichenden Erziehung angesehen werden, die freilich wieder durch seine Kränklichkeit bedingt worden war. Im Uebrigen war er ein hübsches, zierliches Kerlchen mit einem kleinen, schwarzen Schnurbärtchen, ohne irgend welchen organischen Fehler, welches kräftig zu pflegen die Hauptaufgabe der verständigen Gattin sein mußte.

Erica nahm sich das Alles im besten Sinne des Wortes vor, als sie festen Tones das bindende „Ja“ in der kleinen Kohrfelder Kirche aussprach, woselbst die Trauung ihrem Wunsche gemäß im engsten Familienkreise vollzogen worden war.

Nach dem Déjeuner dinatoire, auf welchem viel Toaste gehalten wurden, und der kleine Emil ein ganz klein wenig zu viel getrunken hatte, so daß er trotz des Respektes, welchen ihm seine nunmehrige Gattin einflößte, vor allen Gästen zärtlich werden wollte, unmittelbar vor der Abreise des jungen Paares nach Paris, wo sie die Flitterwochen zubringen sollten, zogen sich Vater und Tochter noch für einen kurzen Augenblick in des Ersteren Zimmer zurück, um ohne Zeugen Abschied zu nehmen.

Der alte Freiherr war von Behmuth und Champagner übermannt.

„Gott schütze Dich, Liebling, und hörst Du: schreibe mir viel und oft, auch Alles Das, was man sonst nur einer Mutter mitzutheilen pflegt. Ich bin sehr neugierig, wie sich der kleine Emil benehmen wird . . .“

Die Tochter drückte ihren Kopf an die Schulter des Vaters und schwieg.

V.

Paris, x-ten Oktober 18. . Hôtel X.

Mein süßer Herzenspapa!

Obgleich ich recht müde bin, kann ich doch den „lendemain“ nicht vorübergehen lassen, ohne an Dich zu schreiben, der Du mir ja in der Welt der Nächste bist und bleiben wirst, trotzdem ich einen Gatten besitze. Auch muß ich Dir, wie Du es gewünscht, meine ersten Erfahrungen mittheilen, die mich nur insofern überraschten, als ich unerwarteter Weise an meinem Männchen eine Routine in gewissen Dingen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, die mir die Ueberzeugung verschaffte, daß das verzogene Kind auch schon selbstständige Wege gewandelt ist, auf welchen es unmöglich von der Mama begleitet sein konnte. Diese Kenntniß hat mich durchaus nicht unglücklich gemacht, denn ich bin viel zu vernünftig, um Dinge in den Bereich meiner Erwägung zu ziehen, die vor der Ehe geschehen sind. Im Gegentheil, es freut mich, daß Emil doch nicht so ganz das verhätschelte, unwissende Kind ist, für welches ich ihn halten mußte, selbst wenn sich sein eigenmächtiges Thun und Handeln nur auf den intimen Verkehr mit irgend einer hübschen Dirne erstreckt haben sollte. Daß er mir jetzt treu bleibt, dafür will ich schon sorgen und es wird mir nicht schwer werden, zumal er mich liebt und bei mir Alles gefunden hat, was ein billig denkender Mann bei seiner Frau suchen kann, wozegen ich wiederum in jeder Hinsicht mit dem mir vom Schicksal beschiedenen Liebesgott zufrieden bin. Du wirst mich ganz verstehen, wenn ich Dir das Geständniß ablege, daß ich vor Jahresfrist ganz zufällig auf Deinem Schreibtisch eine Reproduktion von Kaulbach's „Wer kauft Liebesgötter?“ gefunden und auch geraume Zeit angesehen habe. Es ist doch ein eigenthümliches Ding um den Kuß in der ersten, gänzlichen Hingabe seiner selbst! Doch, liebes Goldpapachen, ich will nicht überschwänglich werden, sonst lachst Du gar Dein thörichtes Mädcl aus, — ach so, ich bin ja Frau, — die sonst so kalt, so phlegmatisch gewesen ist. Kurz und gut: ich zweifle durchaus nicht mehr an der Möglichkeit, in der Folge der Zeit Kindern das Leben zu schenken, die an Wachsthum meinen lieben Pappeln nicht nachstehen sollen, die das Haus beschatten, wo mein theuerstes Väterchen jetzt einsam haust und sich gewiß nach seiner Erica sehnt. Doch es ist die höchste Zeit, daß ich schließe. Mein Knirps, der eben auch einige Zeilen an seine Mutter geschrieben hat, sitzt in höchster Ungebuld hinter mir und beißt mich ins Ohrläppchen, ach, er kitzelt mich . . . ach, ach, Papa, lieber Papa, er läßt mich nicht in Ruhe . . . Adieu! . . .

Deine glückliche

Erica Gräfin Ossur
geb. Freiin von Kohrfeld.

*

Neun Monate später gebar Erica einen Sohn, von dem man sagen konnte, daß er mit der Anmuth des Vaters die kräftige Körperkonstitution der Mutter verband. Alle fühlten sich glücklich. Es war keinem Zweifel unterworfen, das Ossur'sche Geschlecht trieb wieder neue grüne Zweige. Auch der kleine Majoratsherr hatte sich als glücklicher Gatte und Vater ganz nett, wie man zu sagen pflegt „herausgemausert“, und man konnte sogar an ihm einen kleinen fetten Bauchansatz bemerken. Er schwor, daß er sich nicht eher zufrieden geben wolle, als bis ihm seine geliebte Erica mindestens ein Duzend Kinder geboren habe. Glück auf!



Jugend Schwärmerci.

Erinnerst Du Dich wohl, wie wir zusammen
Spazieren gingen, weiß ins Feld hinein? —
Im Westen stand der Horizont in Flammen,
Die Sonne sank im gold'nen Strahlenschein.

Du wurdest müd', Geliebte, sankst nieder,
Du sehest scheu und schüchtern Dich ins Gras,
Ich steckte eine Blume Dir an's Wieder
Und sagte Dir . . . jeht weiß ich nicht mehr, was.

Und als Dein Sammelhaar beim Spiel der Winde
In wirrer Menge reichend Dich umflog,
Da saßte mich ein Kausch, daß ich gelinde,
Daß ich Dich wommebeugend an mich zog.

Ich hörte nur noch Deinen Athem wehen,
Ich fühlte nur noch Deinen süßen Kuß,
Und Erd' und Himmel schienen zu vergehen
In diesem ersten, seligen Genuß . . .

Wir standen auf und gingen schweigend weiter,
Schon sank die Sonne in das kühle Meer,
Die Luft war lau, der Himmel klar und heiter,
Und in den Zweigen ging es munter her.

Erinnerst Du Dich noch der schönen Stunde,
Die uns die hüchsten Wonne ahnen ließ?
Ach, Amor war noch oft mit mir im Bunde,
Doch niemals mehr war es so wonnig süß. Senecca.

Das Eisweib.

Von Armand Silvestre.



Was ich Dir da erzähle, mein Freund und Leser, ist buch-
stäblich wahr; zum Beweise dessen kam ich Dir die
geringsten Details der Geschichte mittheilen.

Es war am 26. Juli verflossenen Jahres, um 2 Uhr
25 Minuten Nachmittags, im Café Riche, am dritten Tische
rechts von der Thüre, daß nach beendigtem Dejeuner, bei Kaffee
und Liqueuren der Herr Baron von Castel-Vouzin und sein alter
Schulkamerad Aristides Rabassou mit einander plauderten.

— Das war ein Frühstück, wie, mein Lieber! rief Herr
von Castel-Vouzin, ein Mann, der die Mittagshöhe des
Mannesalters überschritten hatte und sich mit gesuchter Eleganz
kleidete. — Heute hast Du einmal königlich getaselt! Nicht
so, mein armer Rabassou?

— Köstlich! rief Rabassou, ein kleiner, nachlässig geklei-
deter Mensch mit wirren, schwarzen Haaren und funkelnden

Augen. — Köstlich, vortrefflich, ausgezeichnet! nur nicht genug
Knoblauch an den geschmorten Fischen. Doch laß nun hören,
alter Schelm, was Du von mir wünschest.

— Alter Schelm? Psui, Rabassou! wach' einen häß-
lichen Namen hast Du mir da gegeben!

— Weil ich Dich kenne, Castel-Vouzin! entgegnete der
Gast des Barons mit jenem Freimuth, der bei Leuten, die
gut gespeist haben, nicht selten ist. — Es soll kein Vorwurf
sein, alter Kamerad, aber sicher ist, daß ich Dich seit zwanzig
Jahren nur sehe, wenn Du einen Dienst von mir verlangst.
Und das ist drollig genug; denn Du bist reich und ich bin
ein armer Habenichtz; Du hast eine schöne Stellung in der
Gesellschaft, während ich es zu nichts bringen konnte; Du hast
eine glänzende Wohnung und ich habe keine. Es ist seltsam
genug, daß Du mich niemals eingeladen hast, Dich zu besuchen!

— Freund, Du kennst meine Gattin nicht! Sie ist ja
eine reizende Frau, aber von einem Stolz, von einem Hoch-
muth! Ich weiß Dich zu schätzen, aber sie nicht; sie würde
an Dir nur die Nachlässigkeit der Kleidung bemerken, Du
unverbesserlicher Zigeuner! Ich bin sicher, daß sie kein Wort
mit Dir reden würde, und ich will nicht, daß mein alter
Freund und Kamerad in mein Haus komme, um dort gede-
müthigt zu werden.

— Du kannst mich ja bei Deinem Schneider ankleiden
lassen, wenn es Dir Vergnügen macht, meinte Rabassou.

— Ach, seine Kleider würden Dir nicht passen; Du
würdest jenes gewisse unabhängige, freie Wesen einbüßen, das
mir an Dir so sehr gefällt. Bleibe wie Du bist, Rabassou,
glücklicher Sorgloser. Du hast den richtigen Lebensweg gewählt
und wenn ich von vorne beginnen könnte, würde ich . . .

— Sprich doch keine Dummheiten! unterbrach ihn Ari-
stides. Laß uns zur Sache kommen. Womit kam ich Dich
verbindlich machen?

*

Die beiden Freunde hatten jetzt das Restaurant verlassen
und gingen, ihre feinen Zigarren behaglich genießend, den
Boulevard hinauf.

— Kannst Du mir wieder einmal Dein Zimmer über-
lassen? fragte Castel-Vouzin.

— Aha, um daselbst „Eine von der leichten Sorte“ zu
empfangen?

— Du hast es errathen, alter Freund.

— Wann wirst Du endlich ein ordentlicher Mensch?
Bist Du noch immer nicht müde geworden, Deine Frau zu
betrügen?

— Ach, Du kennst meine Frau nicht! Eine reizende
Person, schön, vornehm, geistreich, aber . . .

— Was aber?

— Ein Eisweib, mein Freund! Wir Männer aus Ta-
rascon brauchen Feuer, Leidenschaft! Ich liebe meine Frau,
aber ich könnte einen Monat verstreichen lassen, ohne ihr meine
Liebe zu bezugen.

— Glückspilz! bemerkte Rabassou philosophisch.

Der Baron lachte hell auf.

— Ei, ei, Rabassou! rief er; — solltest Du auch ver-
heirathet sein?

— Gott sei Dank, nein! Aber ich habe Maitressen, sehr

schöne Maitressen. „Die Maitresse ist das Weib des Armen“ sagt Herr Prudhomme sehr weise. Ich gestehe Dir, daß die Heldin meines neuesten Romans sehr rasch die letzten Rosen meiner Jugend entblättert.

— Ein Roman, Rabassou! Du hast einen Roman? Sagte ich's doch, daß Du der glücklichste Mensch seist!

— Ja, es ist eine drollige Geschichte . . . Eine Dame, der ich beim Aussteigen aus einem Fiaker behilflich war, — also den allergewöhnlichsten Dienst erwiesen habe, kommt seit drei Monaten zu mir, widmet mir die schönsten Stunden des Tages und ich kenne nicht einmal ihren Namen . . . Du weißt, ich bin nicht neugierig und die Anonymität, in welche sie ihre Gunstbezeugungen hüllt, genirt mich weiter nicht. Sie besitzt die stolze Haltung der Minerva, die Schönheit der Venus, den anmuthigen Reiz der Pariserin und ist ein Feuerweib, ein wahres Feuerweib, mein Freund! Sie wird mich vor der Zeit aufzehren. Ich werde auf dieses Verhältniß verzichten müssen.

— Gib mir doch einen Wink, wenn Du mit ihr brechen willst, alter Freund, bat der Baron.

*

— An welchem Tage bedarfst Du denn meines Palastes? fragte Rabassou.

— Heute noch.

— Alle Wetter! um wie viel Uhr?

— Um vier Uhr.

— Bin untröstlich, mein Freund. Das ist unmöglich!

— Oh, mein Gott!

— Um halb fünf Uhr erwarte ich meine geheimnißvolle Dame. Ich wollte eben von Dir Abschied nehmen, um heimzukehren und unser kleines Liebesnest in Ordnung zu bringen.

— Rabassou, Du wirst Dich ruiniren mit einer derartigen Lebensweise! Nach einem so reichlichen Frühstück . . .

— Und Du?

— Ich bin daran gewöhnt und bin nicht sanguinisch wie Du. Denkst Du noch an das häufige Nasenbluten, das Du in der Schule hattest?

Rabassou ward nachdenklich; er hing sehr fest an seinem Zigeunerleben.

— Du hast Recht, sagte er dann. Die Speisen im Café Riche waren so stark gewürzt. Ich fühle mich nicht ganz wohl. Und dann: dieses Verhältniß ist schon allgemach zu einer Gewohnheit geworden; ich aber bin ein freier Mann und will keine Fesseln. Diese Frau würde mich alsbald auf ein Nichts reduzieren. Sie ist allmählig Herrin in meiner Behausung geworden. Denke Dir: sie hat sich einen Schlüssel zu meiner Wohnung machen lassen! Heute habe ich noch Zeit ihr abzuschreiben und es soll ein für alle Male geschehen. Du erweistest mir da eigentlich einen sehr guten Dienst, allerdings den ersten in Deinem Leben.

Rabassou zog seinen entzückten Genossen in ein Café und schrieb dort einen Brief an die geheimnißvolle Dame, einen Absagebrief in aller Form. Denn ohne ihm zu sagen, wer sie sei, hatte sie ihm doch die Möglichkeit geboten, durch Vermittelung eines Dritten mit ihr zu korrespondiren, wie es ja unter Leuten, die eine gewisse Vorsicht zu beobachten haben, oft genug vorkommt.

— Binnen einer Viertelstunde wird sie die Bescherung haben. Hier der Schlüssel zu meiner Wohnung. Viel Vergnügen!

Damit reichte er dem Baron die Hand und entfernte sich, wobei er seine Lieblings-Arie aus „Rigoletto“ trillerte:

„La donna è mobile . . .“

*

Wir sind nun in Rabassou's Wohnung. Es fehlt daselbst jeder Prunk, aber auch jede Ordnung. Die Fenster-Vorhänge sind geschlossen und lassen nur ein mattes Zwielicht in diese bescheidene Behausung eindringen. Darum währt es ziemlich lange, bis wir ihrer neuen Insassen gewahr werden. Es sind ihrer zwei, aber keinerlei Geräusch verräth ihre Anwesenheit. Herr von Castel-Bouzin genießt ein stilles, verschwiegenes Glück.

Plötzlich schlägt die Stuhluhr halb fünf.

Ein langgezogenes, schwachtendes Ah!, das offenbar aus einem weiblichen Rufem dringt, läßt sich hinter den Bettvorhängen her vernehmen. Dann wieder tiefe Stille in dem verdunkelten Gemach.

Mit einem Male wird leise ein Schlüssel in das Schlüsselloch gesteckt, die Thüre geht auf und eine Dame tritt ein. Sie eilt zum Fenster und zieht hastig, wie von einer geheimen Eifersucht getrieben, die Vorhänge weg.

Der arme Castel-Bouzin war über die Situation sofort im Reinen. Dieser unglückliche Rabassou war besoffen und hatte vergessen, den Brief an seine Geliebte abzusenden und nun kam die Dame zur bestimmten Stunde.

— Verzeihen Sie, Madame! begann er in sehr höflichem Tone.

Doch er hielt sogleich inne und blieb wie versteinert. Die Fenstervorhänge waren weggezogen; man sah jetzt im Zimmer ganz klar und die Frau, die er vor sich sah — war seine eigene Frau.

— Glende! stieß er hervor.

Doch die Frau Baronin Castel-Bouzin hatte bereits ihre volle Kaltblütigkeit gewonnen und mit einem Blick die Distanzen ermessen. Stolz und aufrecht stand sie da, nicht wie eine Sünderin, sondern wie ein Richter.

— Man hat mir gesagt, daß Sie mich betrügen, mein Herr, sprach sie mit fester Stimme, — aber ich wollte es nicht glauben. Indes ist mir die Laune gekommen, die Wahrheit zu erfahren; ich habe Leute bezahlt, damit sie Ihnen auf Ihren Wegen folgen und habe mir auch einen Schlüssel zu dieser Wohnung zu verschaffen gewußt. Jetzt habe ich Beweise. Ich will kein öffentliches Aergerniß erregen; aber Sie werden nunmehr begreiflich finden, daß auch ich mir Liebhaber halte.

So viel Kühnheit raubte dem Baron alle Fassung.

Mittlerweile war Rabassou, der den Brief in seiner Tasche gefunden hatte, wie ein Narr herbeigelaufen gekommen.

— Mein Herr, ich kenne Sie nicht, sprach die Baronin, aber reichen Sie mir den Arm und führen Sie mich hinweg von hier.

Im Treppenhause angekommen warf sie sich Rabassou in die Arme.

— Ach, mein Aristides! rief sie aus; — wie scharfsinnig und erfindungsreich ist doch Deine Liebe! Was Du da veranstaltet hast, um mir einen Abscheu vor meinem Manne einzusüßen, war ein herrlicher Zug. Nichts steht fürder unseiner Liebe im Wege!



apiar = Schnitten.

Mutter und Tochter.

Frau A. hat die Manie, ewig jung bleiben zu wollen und diese Sucht geht so weit, daß sie ihre erwachsene Tochter wie ein Kind kleidet.

Neulich ward das Mädchen von einer Freundin nach dem Alter der Mutter gefragt.

— Ach, ich weiß es nicht, erwiderte sie. Mit jedem Jahr wird meine Mutter jünger; wenn Das so fortgeht, werde ich bald älter sein als sie.

*

Sein letzter Wille.

Ein Ehemann, der sehr eifersüchtig war und auch Grund hatte es zu sein, lag auf dem Sterbebette. Als er fühlte, daß sein letztes Stündlein geschlagen, winkte er seine Gattin herbei und stammelte:

— Wenn ich todt bin, liebe Frau, laß überall die Siegel anlegen und auch an Dich selbst . . .

*

Eine Tugendhafte.

Nach langer Belagerung ist es Herrn X. gelungen, die Tugend der Frau Y. — nicht ganz ohne Gewaltanwendung — zu Fall zu bringen. Hinterher überhäuft die Dame den Verführer mit Vorwürfen bestigster Art. Der Herr ist völlig zerknirscht und stammelt verlegen:

— Verzeihung, Madame, ich will es nicht wieder thun . . .
— So? dann sind Sie ein erbärmlicher Nicht.

*

Gassenjungenwit.

Eine Cocotte geht über die Straße und läßt sich ein elegantes Bett nachtragen, das sie soeben beim Möbelhändler gekauft hat. Zwei Schusterjungen tauschen über die Gruppe ihre Gedanken aus.

Erster Schusterjunge. Was läßt sich die Geschminkte da heimtragen?

Zweiter Schusterjunge. Nun, ihre Nähmaschine.

Pfingstrose. (11)

Roman von Armand Silvestre.

Maxime und Helene stürzten heraus. Ein unaussprechliches Entsetzen lähmte ihre Glieder. Eine ungeheure Lohc stieg am Horizont empor. Die Beiden standen schweigsam inmitten der Ausbrüche der Entrüstung, die rings um sie her tobten. Sie dachten wohl an das Haus, in welchem sie ihre ersten seligen Stunden verbracht hatten und das jetzt vielleicht mit so vielen anderen in Trümmer sank.

Endlich, als seine Kräfte zu Ende waren, legte Maxime den Arm um ihren Leib und führte sie in das Haus der Mutter Tontain zurück, wo sie den dunkelsten Winkel aufsuchten, um ihre Thränen zu verbergen.

Oh, unergründliche und tröstende Macht der Liebe! Wie wurden diese Thränen zu Küffen? Sie waren allein in dem bescheidenen Häuschen, inmitten des großen Tumultes, der

draußen den Ort erfüllte. Es war für sie ein Augenblick seligen Vergessens, eine der sündhaftesten, aber auch der glücklichsten Minuten ihres Lebens. Wer vermag der Seele aus diesem erhabenen Egoismus der Liebe einen Vorwurf zu machen, der sich um den Zusammenbruch der ganzen Welt nicht kümmert?

Sie waren bleich vom Genuß, beschämt, verstört, als Victoire mit Pfingstroschen auf dem Arme heimkehrte. Das Kind schlief. Helene brach auf und sagte dem Geliebten Lebewohl in einem Händedruck, in welchem ihre beiden Wesen zusammenschlossen. Madame Boisrobin kehrte nach Corbeil zurück, wo ihr Gatte sie mittheilte, daß die' er Schlingel Bourichon bei der Erstürmung des Pere-Lachaise mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war und sicher hängirt werden wird, wenn es nicht schon geschehen war.

— Armer Teufel! murmelte Helene.

— Ich bedaure die Tölpel niemals! schloß der Maire.

VIII.

Wir wollen nun einige Jahre überschreiten. In Frankreich hatte das Leben wieder den Anschein von früher angenommen, trotz der großen, unablässig blutenden Verstümmelungswunde, welche die Schmach der Besiegten und die Klugheit der Regierenden verhüllte. Pfingstrose war größer geworden und es nahte die Zeit heran, da man sie ihren Pflegeeltern abnehmen mußte, um sich mit ihrer Erziehung zu beschäftigen. Mutter Tontain und Victoire, die das Kind anbeteten, konnten sich



mit dem Gedanken der Trennung nicht befreunden. Wenn man ihnen zuhörte, so war Pfingstrose für ihr Alter nicht sehr fortgeschritten und bedurfte noch der Landluft.

In Wahrheit war sie ein prächtiges Kind, mit einem Gesicht, dessen zarte Züge sich zu einer regelmäßigen Schönheit zu befestigen begannen. Ihr blondes Haar hatte einen leichten Anflug von Braun bekommen; ihre Augen hatten sich verdunkelt und hatten eine eigenartige Amethyst-Farbe, mit einem schimmernden Goldfunken inmitten; sie war von sanfter und liebevoller Gemüthsart, nur ein klein wenig eigensinnig.

Bei seinen häufigen Besuchen fand Maxime ein unbeschreibliches Vergnügen daran, sich von dem Zauber des Kindes gleichsam einschläfern zu lassen, alle ihre Kapriolen zu erfüllen, ihre lächerlichsten Wünsche zu befriedigen.

— Sie verhätscheln das Kind entsetzlich! sagte Helene, wenn sie Dies mit ansah. Wir werden sie nach Paris bringen und in eine Pension thun müssen, wo sie sich entwöhnen wird, dermaßen vergöttert zu werden.

— Die Sache drängt nicht, pflegte Maxime dann zu antworten. — Ja, wenn Sie in Paris wohnen, wäre es freilich was Anderes . . .

Und sie überlieferten sich dem Traum, daß Voisrobin, der in Corbeil ein Vermögen erworben hatte, seine Kanzlei verkaufen und nach Paris übersiedeln würde. Allein Voisrobin klammerte sich fester denn je an seinen Wohnsitz in der Provinz; er hing daran mit seiner ganzen Eigenliebe, die in dem politischen Einfluß, den er gewonnen hatte, Befriedigung fand.

— Es gibt vielleicht doch ein Mittel, ihn von da fortzubringen, sagte Helene eines Tages zu Maxime. Und, wie mit sich selbst sprechend, fügte sie hinzu: Ja ein Mittel . . . binnen einiger Zeit.

Maxime dachte nicht mehr an diese Reden, als er eines Tages folgenden Brief erhielt:

„Mein theurer Maxime! Wir stehen vor den Wahlen für die Gesetzgebung und ich bin entschlossen, als Abgeordneter-Kandidat aufzutreten. Alles drängt mich dazu: die einflußreiche politische Stellung, die ich mir hier gemacht habe, meine Erfahrung in Geschäften, meine Beredsamkeit, kurz Alles was man braucht in einer Versammlung, wo man mehr reden, als handeln muß.“

Ich möchte mich mit Ihnen zu allererst über diese Angelegenheit besprechen, weil ich die Absicht habe, Sie mit wichtigen Arbeiten zu betrauen, sobald ich Mitglied eines Kabinetts bin, was nicht lange auf sich warten lassen kann. Helene ist von meinen Plänen entzückt.

Ihr alter freundschaftlicher
Voisrobin.“

— So! dann wird er ohne Zweifel in Paris wohnen! . . . sagte sich der Maler. Und bei diesem Gedanken erfüllte unendliche Freude sein Herz. Während er solchen Gedanken nachhing und sich eine Zigarrette drehte, um dann die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, ging plötzlich die Thüre auf und Helene trat ein.

— Haben Sie den Brief meines Mannes erhalten?

— Gewiß, erwiderte Maxime; — und ich bin entzückt davon.

— Freuen Sie sich nicht allzufröh. Mein Mann täuscht sich über seine Aussichten, gewählt zu werden. Die Bürger

der Gegend sind wüthend über ihn und werden ihm einen Widerstand auf's Aeußerste leisten. Es gibt nur Einen, der den Kampf für meinen Mann zum Guten wenden könnte, und dieser Eine sind Sie, mein theurer Maxime.

— Ich? fragte er erstaunt. Wieso denn?

— Die Sache ist ganz einfach, fuhr Helene fort. In Corbeil und Umgebung genießen Sie große Sympathien. Alle Freunde der Ordnung fürchten Herrn Voisrobin, — und nicht mit Unrecht. Aber Sie könnten in den Augen der besseren Gesellschaft des Wahlkreises den üblen Eindruck mildern, den er mit all' seinen Dummheiten hervorgebracht hat. Sie kennen ihn ja gerade so wie ich: er ist ein gefährlicher, aber kein schlechter Mensch. Sie werden mir antworten, daß er ein unbedeutender Mensch ist, der dem Lande keinen Nutzen stiften wird. Aber, mein Gott! Einer mehr oder weniger . . .

— Ach, was kümmern mich die Verdienste des Herrn Voisrobin! rief Maxime. Mich interessiert nur, Sie hier zu wissen. — Er ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und fügte hinzu: Gestehen Sie, Theuerste, daß Sie mir einen seltsamen Handel vorschlagen. Aus Liebe Wahlagent zu werden: dergleichen hat man wohl noch nicht gesehen. Ich, Maxime Aubry, soll politischer Makler werden! Ach, Sie sind eine allmächtige Zauberin. Mit Wonne will ich diesen Feldzug unternehmen, in der Anhoffung des Glückes, von Ihnen nicht mehr getrennt zu sein.

Sie reichte ihm den Mund zum Kusse und der Vertrag ward sogleich abgeschlossen. Die Kosten hatte Voisrobins Hauschere zu tragen.

Ohne dem Maire etwas davon zu sagen, begann Maxime sogleich seine Propaganda in den Villen und Schlössern in der Umgebung von Corbeil. Anfänglich glaubte man, es sei nur Scherz und lachte ihm ins Gesicht.

— Ihr Freund Voisrobin ist ein Spaßvogel und Sie sind ein zweiter.

Indeß gab es in der Nachbarschaft einen Edelmann, der pffiffig genug war, den wahren Beweggrund der Bemühungen Maxime's zu errathen.

— Junger Mann! rief er, — Voisrobin soll meine Stimme haben. Ich bin ein Freund der überzeugungstreuen Liebhaber.

Maxime protestirte; allein der Edelmann, Herr von Engremelles mit Namen, ließ sich nicht abbringen und verbreitete allervorten seine Entdeckung. Alle Welt freute sich des schönen Streiches, den man dem Maire von Corbeil spielen würde, indem man ihn in die Kammer wählen würde, um seine Frau ihrem Liebhaber näher zu bringen.

Endlich kam der große Tag, welcher Frankreich die reichste Sammlung von Hohlköpfen gab, die seit Beginn seiner Geschichte an der Spitze der Staatsgeschäfte gestanden. Voisrobin hatte ebenfalls seinen Sitz in dieser Versammlung. Er war mit überwältigender Mehrheit gewählt worden. Helene erstikte Maxime schier mit ihren Küssen, als sie ihm diese Nachricht überbrachte.

In diesem Augenblicke trat Voisrobin ein.

— Bravo, meine Kinder! rief er. — Eure Freude macht diesen Tag zu dem schönsten meines Lebens.

Und zu Gontran gewendet, der ihm folgte, fügte er hinzu:



— Du siehst nun, mein Sohn, was die allgemeine Achtung bedeutet. Selbst meine Feinde haben für mich gestimmt. — Und dann wieder zu den Anderen gewendet:

— Ach, Maxime, welch' eine herrliche Sache ist doch der Parlamentarismus!

— Herrlich, in der That, entgegnete Maxime mit einer Grimasse des Eckels.

Maxime und Helene hatten ihren Zweck erreicht. Es stand nun in Aussicht, daß der ehemalige Maire von Corbeil und nunmehrige Deputirte Boisrobin mit seiner Familie den größten Theil des Jahres in Paris verbringen werde. Er hatte seine Kanzlei verkauft, jedoch sein Haus auf dem Fischerquai in Corbeil behalten, um daselbst die parlamentarischen Ferien zuzubringen.

Für die Zeit der Parlaments-Session mietete der neue Deputirte eine Wohnung im Stadtviertel der Champs-Élysées, in der Nähe des Palais Bourbon, um pünktlich zu den Sitzungen erscheinen zu können.

Herr Boisrobin entdeckte unverzüglich in sich jene universelle Tüchtigkeit, die das Erbe aller Advokaten unserer Tage ist, die gleichzeitig Juristen, Volkswirthe, Feldherren sind, kurz: die Eignung besitzen, auf jedes Rad in der Maschinerie des Staatswesens den Öeltropfen ihres Genies träufeln zu lassen. Boisrobin machte sich alsbald durch einige Reden bemerkbar; eine derselben war eine Apologie auf den Kunkelrübenzucker, eine andere aber eine heftige Diatribe gegen jede politische Amnestie. Man war erstaunt über seine Strenge gegen die Verirrten der Commune, aber man bewunderte ihn. — — —

Pfingstrose war hübsch aufgeschossen, hatte einen schönen Kopf mit immer dunkler werdendem Haar und war ein geschwätziges, zutrauliches Ding geworden. Pfingstrose war jetzt nicht mehr in Saint-Cloud. Die schwierige Frage, wie man das Kind der Mutter Tontain wegzunehmen solle, war durch den lieben Gott in seiner einfachen Weise gelöst worden, der

die arme Greisin zu sich nahm. Victoire aber ward in den Dienst der Familie Boisrobin aufgenommen.

Pfingstrose kam nun in eine Pension, wo die Kinder sehr verhätschelt wurden und wo man sie alle Tage besuchen durfte. Und diesen Weg ersparte sich Maxime auch selten. Das väterliche Gefühl, das die Kleine ihm einflößte, faßte immer tiefere Wurzeln in seinem Herzen. Am liebsten hätte er mit Helene immer nur von dem Kinde gesprochen, wenn sie sich über ihn nicht ein wenig lustig gemacht hätte. Das grenze schon an Gögendienerei! meinte sie. Gewiß sei es ein liebes Kind, aber es gebe deren noch mehr in der Welt. Sie liebe die Kleine gerade so wie er, aber dies sei kein Grund, nie an etwas Anderes zu denken und ihr alle möglichen Vollkommenheiten anzudichten. Maxime hörte ihr nur zu und fuhr fort, von der Kleinen zu träumen und auf jedes Stück Papier ihre Silhouette hinzuwurfsen. Die kleine Schelmin war so reizend mit ihren bis auf die Schultern herabfallenden bräunlichen Locken und ihrem funkelnden Blick! Helene verlor manchmal die Geduld. Nicht als ob Maxime jetzt weniger zärtlich zu ihr gewesen wäre, als früher. Aber sein Glück war jetzt ein ruhiges und in diesem neuen Leben, in welchem es kein Hinderniß gab, bedauerte er manchmal schier die Sorgen und Kümmernisse ihres früheren Liebeslebens.

Boisrobin hatte keine Ahnung, daß der wahre Gatte Helenens dieser junge Mann sei, der sie nicht mehr verließ. Da seine staatsmännischen Sorgen in ihm keine Eifersucht aufkommen ließen: wie hätte er etwas merken sollen? Zuweilen meinte er vertraulich zu einem seiner parlamentarischen Freunde:

— Welch' ein Glück für mich, daß ich eine so leidenschaftslose Frau habe! Sie denkt gar nicht daran . . . Und Das ist gut so; man kann doch nicht Allem genügen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wirthin Töchterlein.

Es schiffen drei Schiffer wohl über die Lahn,
Bei einer Frau Wirthin da hielten sie an.

„Frau Wirthin, schenk' einen Kümme' uns ein;
Wo hal' sie ihr lustiges Töchterlein?“

„Mein Nordhäuser Schnaps ist süßig und klar,
Mein Töchterlein heute ein Söhndchen gebar!“

Der Erste, der frank seinen Kümme' im Du,
Skürz' schnell aus dem Hause und sagte dazu:

„Leb' wohl, meine Fremde, auf ewig, denn wiß,
Eine Vaterschaftsklage kein Kinderspiel ist!“

Der Zweite behaglich den Nordhäuser frank,
Dann seh' er zur Wirthin sich hin auf die Bank.

„Ich leer' mit der munteren Tochter manch' Glas,
Doch im Kindbeck liegen ist wahrlich kein Spaß.“

Ich scherz' mit der munteren Tochter manch' Jahr;
Wie schade, daß sie ein Kindlein gebar!“

Der Dritte einen neuen Schnaps sich bestellt,
Und schwärmerisch schauf er hinein in die Welt:

„Ich habe sie freulich geliebet bis heut',
Doch wer jeht sie noch liebet, der wär' nicht geschmeid.“

Karl Knortz.